

Predigtreihe: Die sieben Todsünden

## **Trägheit**

**Jürgen Werner**

Darmstadt: Stadtkirche 5. März 2006

„Gleichwie ein Mensch, der über Land zog, rief seine Knechte und tat ihnen seine Güter aus; und einem gab er fünf Zentner, dem andern zwei, dem dritten einen, einem jeden nach seinem Vermögen, und zog bald hinweg. Da ging der hin, der fünf Zentner empfangen hatte, und handelte mit ihnen und gewann andere fünf Zentner. Desgleichen, der zwei Zentner empfangen hatte, gewann auch zwei andere. Der aber einen empfangen hatte, ging hin und machte eine Grube in die Erde und verbarg seines Herrn Geld. Über eine lange Zeit kam der Herr dieser Knechte und hielt Rechenschaft mit ihnen. Da trat herzu, der fünf Zentner empfangen hatte und legte andere fünf Zentner dar und sprach: Herr, du hast mir fünf Zentner ausgetan; siehe da, ich habe damit andere fünf Zentner gewonnen. Da sprach sein Herr zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch herzu, der zwei Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, du hast mir zwei Zentner ausgetan; siehe da, ich habe mit ihnen zwei andere gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Da trat auch herzu, der einen Zentner empfangen hatte, und sprach: Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist: du schneidest, wo du nicht gesät hast, und sammelst, da du nicht gestreut hast; und fürchtete mich, ging hin und verbarg deinen Zentner in die Erde. Siehe, da hast du das Deine. Sein Herr aber antwortete und sprach zu ihm: Du Schalk und fauler Knecht! wußtest du, daß ich schneide, da ich nicht gesät habe, und sammle, da ich nicht gestreut habe? so solltest du mein Geld zu den Wechslern getan haben, und wenn ich gekommen wäre, hätte ich das Meine zu mir genommen mit Zinsen. Darum nehmt von ihm den Zentner und gebt es dem, der zehn Zentner hat. Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden. Und den unnützen Knecht werft in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappern.“

Matthäus 25, 14-30

Liebe Gemeinde der Darmstädter Stadtkirche, nun also auch Jesus. In einem Gleichnis, das seinen Platz in den Reden vom Ende der Welt und des Gottesgerichts gefunden hat, präsentiert er die Logik des Himmelreichs. Es ist schon verblüffend: Als hätte es die Annonce des großen Unterschieds nicht gegeben, als wären die radikalen Worte der

Bergpredigt nicht ergangen, als sei die rücksichtslose Forderung, ihm unbedingt nachzufolgen, nie ausgesprochen worden, die beißende Kritik an den weltläufigen Tempelhändlern, den Gebetsprofessionellen seiner Zeit kaum formuliert, als würde diese gravierende Differenz zu den üblichen Ordnungs- und Bewertungsmustern plötzlich keine entscheidende Rolle mehr spielen, spricht er dort, wo es um die Zugangsvoraussetzungen zu den verheißenen Stätten der Glaubenden geht, in schlichtesten ökonomischen Mustern. Das kann doch nicht die Konsequenz sein, daß am Ende nichts anderes zählen soll als sonst in dieser Welt. Daß die Lebensbilanz an denselben Kriterien gemessen wird wie Leistungsbilanzen. Auch im Himmelreich, so das Gleichnis, geht es um die Rendite auf das eingesetzte Kapital. Auch in jener von Jesus als Ort der Geborgenheit und ewigen Zuneigung vorgestellten Gottesgerechtigkeit entscheiden letztlich der erzielte Return on Investment, der errungene Mehrwert oder das Wachstum, die Verdoppelung des Gewinns, im ganzen also eine überdurchschnittliche Performance. Akzeptanz und Erwartung dort stehen offenkundig in schönster Entsprechung zu Ansehen und Erfolg hier. Wer es gelernt hat zu spekulieren, Geld für sich arbeiten zu lassen, Zinsdifferenzen zu nutzen, sich die kalten Vorteile zu verschaffen, wird es auch nicht schwer haben, die Eingangskriterien in das Gottesreich zu erfüllen. Was in dieser Welt sich zu einer Zwangsvorstellung ausgewachsen hat, daß nur dauerhaft gesteigertes Wachstum den Menschen voranbringt, dieser feste Halt am Mehr und Noch-Mehr scheint sich fortzusetzen bis in die tiefsten Vorstellungen einer jenseitigen Existenz. Zumindest soll unsere Fähigkeit zur Erhöhung, Ausdehnung und Vermehrung als ein Talent gelten, das als notwendige Eigenschaft vorausgesetzt werden muß, um Eingang zu finden in die Gegenwart Gottes. Nun also auch Jesus, auch er neben all den Propheten der atemlosen Steigerung, des erhobenen Leistungsniveaus, des kalkulierten Erfolgs, gefangen in der Metaphorik der Wirtschaft. Am Ende wird kühl gemessen, wie es schon immer der Fall war. Ein enttäuschendes Bild, ein ärgerlicher Ausgang, eine skandalöse Rede.

Liebe Stadtkirchen-Gemeinde, Gleichnisse sind Geschichten, die mehr sein wollen als eine Geschichte. Sie wollen irritieren und verstören, reizen zum Widerspruch und Widerstand, sie wollen ihre Hörer in eine Situation locken, in der sie Stellung nehmen müssen. Es ist nicht ironisch, was Jesus als erzählerisches Thema heranzieht, als ob er sich hintersinnig – indem er den gewöhnlichen Gang der Welt Dinge zum Vorbild des göttlichen Urteils deklariert und die strenge Anmaßung und Absurdität der kapitalgesteuerten Wachstumsdynamik als ein Qualitätskriterium demonstriert – wider den Geist des Geldes, des Mammons wenden wollte. Nein, solche sophistizierten Redeformen sind hier, angesichts der Situation, ein letztes Wort sprechen zu müssen, gewiß nicht zu unterstellen. Vielmehr appelliert Jesus an den gebotenen Ernst, der in allen treuhänderischen Funktionen walten sollte. Nicht die Weise der Geldvermehrung ist wichtig, sondern daß überhaupt mit den verborgten Pfunden gewuchert wird, daß der Mensch zu handeln hat. Denn das ist die Pointe dieses

Gleichnisses: das eingesetzte Kapital ist *fremd*. Und gleichwie die Verzinsung von Fremdkapital unter ganz und gar anderen Bedingungen steht als die des eigenen, so auch die Erwartungen an den Menschen, der reich begabt und talentiert sein Leben führt. Wie auch immer es ausgestattet ist, das Leben selber ist ein Gut, an das allerhöchste Ansprüche geknüpft sind. Wer es nicht als eine Aufgabe wahrnimmt, für die wir einst zur Rechenschaft gezogen werden, hat nicht begriffen, worum es geht.

Es kommt nicht von ungefähr, daß Matthäus, der Evangelist, an die differenzierte Übereignung von Eigenschaften in der Schöpfungserzählung erinnert, bei der den Lebewesen – einem „jeden nach seiner Art“ – Charakteristika zugeordnet wurden: Hier ist die Formel „einem jeden nach seinem Vermögen“; und sie meint dasselbe. Trotz allen Unterschieds im einzelnen gibt es eine entscheidende Gemeinsamkeit – der Urheber all der Fähigkeiten, Dispositionen, Auszeichnungen sind nicht wir selbst. Sie sind uns nicht nur verliehen, sondern im strengen Sinn geliehen. Nicht die Steigerungslogik ist das zentrale Element in dem Gleichnis von den anvertrauten Talenten, sondern die Seriosität, mit dem wir das Leben als einen Anspruch verstehen sollen, der an uns elementar gestellt ist. Und die ökonomische Form dient allein der genauen Illustration: Wenn Menschen – auch damals schon – etwas bereitwillig ernstnehmen, dann die Rückzahlung von Krediten. Damit rechnet das Sprachbild Jesu. Daß mein Leben mir nicht gehört, obwohl ich es führe, ist die Kernbotschaft dieser Sätze. Sie erst rechtfertigt den nachfolgenden Ausblick auf das Jüngste Gericht als einer letzten Differenzierung zwischen Gelingen und Mißlingen.

Jesus erzählt in Wahrheit ein Gleichnis von der Undankbarkeit. Ich habe diese Geschichte nun genommen als den Grundtext für eine Bußpredigt über jene der sieben Todsünden, welche die Tradition immer wieder als die schwierigste und schlimmste dargestellt hat: die Trägheit, weil sie genau diese Haltung repräsentiert: undankbar zu sein. Vielleicht wäre das überhaupt eine Lesart, ein Zugang zum Thema, eine plausible Bestimmung dessen, was unter Sünde an diesen kommenden Sonntagen der Fastenzeit zu verstehen wäre, die Sünde als Undankbarkeit. Warum? Weil es im überkommenen Sündenverständnis wie in der Undankbarkeit um die stillschweigende Einebnung eines grundlegenden Unterschieds geht – die Differenz zwischen dem, der gibt, und dem, der empfängt; zwischen dem, der die Urheberschaft für sich beanspruchen darf, und dem, der sie sich illegitim angeeignet hat. Das ist eine Erklärung, die schon ihren Anhaltspunkt in den Geschehnissen im Gottesgarten besitzt: Zu sündigen bedeutet weniger, moralisch zu fehlen, sich zu widersetzen gegen Regeln oder Gebote, sondern meint wesentliche Verhältnisse zu ignorieren und zu verkehren. Sein zu wollen wie Gott als das althergebrachte Kennzeichen der Sünde ist eine besonders perfide Form der Respektlosigkeit vor dem Anderen, eine Art des Diebstahls, der versuchten, ungerechtfertigten Inanspruchnahme von prinzipiell Fremdem und damit der Verweigerung anzuerkennen, daß es Zugriffsschranken gibt, selbst dort, wo es sich um das

scheinbar Eigenste handelt, das Leben. Nicht das bedeutet Sünde, daß der Mensch sich von Gott entfernt, sondern daß er ihm ungebührlich zu nahe kommt. Es gibt eine Nähe, die auch Gott nicht verträgt: die Nähe des Durchschauens-Wollens etwa oder die der Anmaßung.

Was aber hat das mit Trägheit zu tun? Liebe Darmstädter Stadtgemeinde, die Auftaktsünde, mit der diese Reihe eröffnet wird, steht zu Recht am Anfang des bösen Reigens, der nun Woche für Woche durch die Fastenzeit zieht. Denn sie besitzt all jene Eigenschaften in schärfster Ausprägung, die den sieben Verfehlungen zugeschrieben werden. Da ist vor allem ihre offenkundige Harmlosigkeit, die sie mit den anderen teilt und die als eine Art Camouflage das Entrée in die Verfehlungen erleichtern soll. Wollust, Völlerei, Neid, Geiz, Zorn, Hochmut – sie alle wird man neben der Trägheit vielleicht als Charaktermakel bezeichnen wollen, wenn überhaupt nicht umgekehrt deren reizvolle und schöne Seiten mit dem offenkundig geringen Preis einer kleinen Schwäche bezahlt werden. Wo der Neid doch ein messerscharfer Analytiker ist, der Geiz ein Schätzesammler, der Zorn ein Gerechtigkeitsbegeisterter, wo die Wollust und die Völlerei Sinnenfreuden feiern, da pflegt die Trägheit nur den geduldigen Genuß. Was sollte in ihr Gefährliches zu entdecken sein? Bekannt ist sie noch als Überdruß, als Abgeklärtheit, Coolness oder Gleichgültigkeit, doch regen sich in diesem Zuviel an Nichts weder eine maliziöse Leidenschaft noch merkliche Zerstörungswut. Unter den Titeln Faulheit, Langeweile, Schwermut, Geistesmüdigkeit, Schläffheit, Bedeutungslosigkeit führt sie ein Dasein von fast kontemplativer Würde. Mit der Traurigkeit wird sie leicht verwechselt, an der Antriebslosigkeit meint man sie zu erkennen. Und als Melancholie gerät sie, wenn nicht in die Nähe von Krankheiten, so in den Umkreis des Genialischen. Das soll die bedrohlichste, die gründlichste unter allen Verfehlungen sein, derer sich Menschen schuldig machen können? Der Kopf der extremen Laster? Die gewissermaßen tödlichste der Todsünden?

Liebe Gemeinde in Darmstadt, in den vielen verschiedenen Bezeichnungen für eine einzige Sache hat sich die Ratlosigkeit vor diesem Phänomen ein phantasievolles Dokument ihrer eigenen Größe geschaffen. Die Vielnamigkeit des Phänomens ist ein Indiz dafür, wie schwer wir uns mit dieser Leidenschaft tun. Vielmehr noch. Indem wir versagen bei dem Bemühen, einen einheitlichen Namen zu finden für dieses aufreizend passive Vergehen, bezeugen wir ihm gegenüber vielleicht stillschweigend die entscheidende Form von Machtlosigkeit. Wann immer nämlich in den Mythen und Erzählungen der Menschheit von der Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse, zwischen Sinn und Widersinn die Rede ist, spielt als siegverheißende Waffe in diesem Urstreit das Wissen eine Rolle, wie man die dunklen Mächte ruft, sie bezeichnet und in der Benennung zu bezwingen vermag. Wer die Namen kennt, herrscht. Mit dem Aussprechen des Namens wird auch die Definitionsgewalt beansprucht, die das Diabolische und Dämonische überwindet, das seine Kraft nicht zuletzt aus dem Talent nimmt, sich ungreifbar und damit unangreifbar zu machen.

Warum also diese Furcht vor ihr? Obwohl nichts an ihre gewaltigen zerstörerischen Kräfte gemahnt, ist die Harmlosigkeit der Trägheit eine trügerische. Das, was vorgibt, niemandem etwas zuleide tun zu können, ist in Wahrheit die Essenz alles böswilligen Tuns, die Anti- und Untat schlechthin, die Vernichtung alles Tuns, des guten wie schlechten. Es ist die Aufhebung jeder Art von geforderten Handlung in der größten aller Müdigkeiten, der unendlichen Lebensmüdigkeit. Das Wort „Untat“ muß hier in seiner präzisen Bedeutung gebraucht werden. Nicht die Kraft, mit der niederträchtige Neigungen sich gemeinhin Ausdruck verschaffen, kennzeichnet diese Verfehlung menschlicher Existenz, sondern eine nihilistische Abart der Ruhe, der Verlust jeder Form von Initiative. Das ist, was Jesus im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden drastisch geißelt: daß die Gaben Gottes wie ein Besitz behandelt werden, um den zu kümmern nicht nötig ist. Und so zielt diese Sünde in der Tat auf die Zerstörung jeder Bewegung, noch der kleinsten Regung, die in der Absicht geschieht, etwas nachhaltig zu verändern. Sie ist die Sünde wider den menschlichen Geist, der das Leben entschlußfreudig, neugierig und umtriebig macht, und Gottes Geist, der das Leben zugewandt sein läßt anderen, es versöhnungswillig und liebesfähig macht.

So ist die Sünde der Trägheit mehr als das, was das Sprichwort vom Müßiggang meint, der aller Laster Anfang sei. Zwar umfaßt sie Phänomene wie die Faulheit, doch diese Trägheit wird nicht durch den Arbeitsfleiß aufgehoben. Ihr Gegenteil ist vielmehr eine Form des Muts, der Selbstachtung, der beglückenden Entdeckung, wertvoll zu sein für andere und eine Würde bei sich selbst zu besitzen. Wer sich selbst bejaht und über diese Akzeptanz auch zur Welt Zustimmung gefunden hat, im letzten zu Gott, der hat sich von diesem Laster befreit. Die Geschichte vom treuhänderischen Kapital, die Jesus erzählt, handelt von diesem Ja – einer Akzeptanz, die sich als Annahme seiner selbst ableitet aus der Zuwendung Gottes zum eigenen Leben; es handelt von diesem Ja und seinen Folgen.

Es ist das gravierendste Kennzeichen der Trägheit, daß Menschen, die sich ihr ausliefern, nicht einfach nur passiv sind, sondern sich in sich selbst eingraben (die Pfunde im Acker vergraben, wie es im Testament heißt), sich nichts zutrauen und vor allem sich verschließen – in sich selbst, vor anderen und, worauf Jesus hinweist, dem Anspruch Gottes an ihr Leben. Diese Todsünde ist in Wahrheit Verweigerung, eine Flucht vor Gott, der den Menschen auffordert, sich und seine Talente sinnvoll zu bearbeiten und einzusetzen. Auch im Nichtstun steckt ein Trotz, eine Blockade, eine letzte Ablehnung, zumindest wenn man annimmt, daß jedes Leben eine ihm eigene Aufgabe zu bewältigen hat, daß es einem Sollen unterstellt ist, das es dauerhaft provoziert, über sich selbst hinauszuwachsen. Wer den Menschen als ein Wesen begreift, das nur dadurch es selbst sein kann, daß es mehr sein will, als es selbst ist, der wird im Lassen eine Unterlassung entdecken, die kaum noch fahrlässig genannt zu werden verdient. Der Frevel der Trägheit macht den Menschen zu

einem transzendentalen Taugenichts, zum Versager vor den eigenen Begabungen, in denen der Anspruch niedergelegt ist, sie einzusetzen zum Nutzen für sich selbst, zum Wohlerer, die ihrer bedürfen, und in allem zur größeren Ehre Gottes.

Alles kommt darauf an, daß wir uns in diesem Dialog verstehen mit dem, der das Leben schenkt, verwoben in ein Spiel aus Frage und Antwort, Aufruf und Anmaßung, Weisung und Verweigerung. Dann wird deutlich, daß die Trägheit eine aggressive Form der Undankbarkeit ist. Sie verachtet die noch unfertigen Geschenke des Himmels, die einem wie ein biographischer Bauauftrag in die Wiege gelegt worden sind, begreift sie nicht als stete Herausforderung, mit ihnen und an ihnen zu wachsen. Das Unterlassen, der Kleinmut, die Geringschätzung im Denken angesichts der mannigfachen Möglichkeiten, die ein einzelnes, kleines Leben in sich versammelt, läßt sich eben auch verstehen als Zweifel an der göttlichen Aufforderung, der Mensch möge sich selbst erheben. Die Trägheit ist das Gegenstück zur Sünde des Hochmuts. Gleichwie dort der Mensch sich selbst übernimmt und das ihm gesetzte Maß überschreitet, so unterbietet er im Überdruß seine Begabung zum Menschsein. Träge ist der Mensch, der sich verweigert, er selbst sein zu wollen, weil er so zeigt, daß er nicht sein will, wie Gott ihn will.

Wer in der Gleichgültigkeit verharrt, kann den Anreizen seiner Welt nichts mehr abgewinnen, noch findet er ein vertrautes und vor allem lebendiges Verhältnis zum Ich. Im Zustand der Trostlosigkeit stagnieren alle Handlungen, Erwartungen an das eigene Lebensumfeld verfallen, jede freundliche Geste, jedes Zeichen der Zuneigung wird mißtrauisch bäugt, über alles zieht sich ein schwerer Schleier der Trauer. Wie gelähmt erleben wir den Tag, nichts lockt, das Aufstehen schon fällt schwer, nirgends entwickelt sich ein Interesse, der Wille bleibt blaß, unbestimmt, reglos. Und in dieser Gleichgültigkeit, diesem Überdruß entferne ich mich von meiner Welt, von den Menschen, die an mir und mit mir teilhaben wollen, ja selbst in der Begegnung mit dem eigenen Ich erfahre ich nichts als unendliche Leere.

Liebe Gemeinde, die Sünde der Trägheit – ob als Verzweiflung ausgelegt, als Überdruß wahrgenommen oder in der Langeweile zersetzt – läßt das Leben langsam werden. Die Grenzvorstellung der Langsamkeit aber ist der Stillstand. Wahrscheinlich muß man die Herzensfaulheit bis in diese extreme Konsequenz verfolgen, um die vernichtende Seite zu begreifen, die diese Leidenschaft zeigt. Sie wird zurecht die Mutter aller Todsünden genannt; denn es ist ihr auf teuflische Weise gelungen, das Tödliche selbst schon ins Leben hineinzuholen. Die Lebensausrichtung des Müßigen ist von der Maxime geleitet, vor jedem Anfang sei ein Ende gesetzt, so daß es sich überhaupt nicht lohne, auch nur irgend etwas zu beginnen. In dieser Einstellung wird jede Initiative vom Ansatz her zerstört, die unterscheidet zwischen wertvollen Augenblicken und überflüssigen Stunden, zwischen

wichtigen Momenten und vertanen Gelegenheiten. Denn wo die Zeit keine Rolle mehr spielt, weil sie sich unendlich dehnt wie im Gefühl des süßen Schmerzes, dort gibt es auch keine Besonderheiten mehr. Der Träge wird mit dem Ernst des Todes schon zu Lebzeiten konfrontiert. Dieser ist wie ein ständiger Begleiter präsent, der aber nicht mit dem Stundenglas in der Hand darauf hinweist, daß jede Existenz endlich ist, sondern im Gegenteil das Gefühl vermittelt, die Zeit sei unendlich – und er kann sich das erlauben, weil er längst am Ziel seiner Absichten ist. In der Trägheit wird der Tod zu einer Erfahrung. Indem er das Dasein unter das Gesetz der ewigen Dauer stellt, befestigt er seine Herrschaft über das Leben. Die Sünde der Trägheit ist die Öffnung dem Tod gegenüber zu Zeiten, da er im Leben nichts verloren hat.

Wenn aber alles von seinem Ende her wahrgenommen wird, wenn jede Initiative mit dem Gestus der Vergeblichkeit zurückgewiesen wird, wenn es sich angeblich nicht lohnt zu lieben, weil jede Liebe ihre Grenze hat, umsonst ist, sich zu engagieren, da es ja ohnehin nichts bewirkt, dann hat sich eine Bräsigkeit ins Leben geschlichen, die alles zum Ermatten bringt. Mit Killerphrasen wie „Das haben wir noch nie gemacht, da könnte ja jeder kommen“ wird die geringste Energie von vornherein gebremst, immer mit Blick auf den sinnlosen Ausgang. Die Trägheit ist der Schutzmantel vor dem Leiden an der Veränderung. Bei dem Unterfangen, der vernichtenden Schicksal alles irdischen Daseins zu entkommen, dem Vergehen als dem Übergang vom Sein zum Nichts nicht zuschauen zu müssen, schlägt sich die Trägheit auf die Seite des Nichts und macht sich zu seinem Parteigänger. Indem sie die Zeiterfahrung grenzenlos dehnt, leiert sie das geistige Band zur Welt aus, über wir unser Interesse an ihr definieren. Sie nimmt uns die Möglichkeit, uns zu erproben, uns zu erleben und zu entfalten im eigenen Können. Die Zeit vergeht und mit ihr verschwinden sämtliche ungezählten Möglichkeiten, durch deren Ergreifung eine Persönlichkeit reift. Im trägen Kriechen von einem Tag zum anderen wird nichts mehr vollendet. Alles bleibt in der konjunktivischen Unbestimmtheit des „Fast“: Fast hätte der Mensch seine Aufgaben erfüllt, beinahe hätte er seine Talente entwickelt und zum Nutzen anderer eingesetzt. Doch sein Inneres ist verödet, die Begeisterung bleibt leer, an der Ausdauer und an Leidenschaft läßt er es mangeln. Das „Fast“ ist die arglose, die beschönigende Redeweise über das Nichts. Wo Unbedingtheit verlangt ist, weil sich an ihr alles entscheidet, kann das Fast allerdings nicht genügen – es ist gleichbedeutend mit der totalen Verneinung.

Da die Trägheit das Nichts zum Prinzip und den Tod zur Leitfigur alles Seins gemacht hat, ist zwischen ihr und der Lebensfreude ein breiter Spalt gesetzt. Sie verliert die eine Bindung, welche die Grundvoraussetzung von Menschlichkeit ist: die zu anderen Menschen. Sie macht einsam. Der einsame Mensch aber ist der potentielle Feind aller anderen. Vielleicht ist das die tödlichste und somit gefährlichste Variante der Trägheit. Karl Barth hat diese Verfehlung menschlichen Daseins als eine besonders heimtückische Form der Dummheit

gekennzeichnet, als Stumpfheit gegenüber den leisen, weil selbstverständlichen Gesetzen, nach denen sich das Leben als sozialer Prozeß vollzieht. „Arbeit, die nicht Mitarbeit ist, ist geschäftiger Müßiggang. Freude, die nicht Mitfreude ist, ist leeres Ergötzen. Leiden, das nicht Mitleiden ist, ist dumpfes Weh. Der Mensch, der nicht Mitmensch ist, ist Unmensch.“

Dieses winzige Wort „Mit“ stellt nicht weniger dar als das Gegenmittel wider die Trägheit, die sich ja auch mit einer einsilbigen Vokabel, dem „Fast“, einen knappen Ausdruck für ihren Hang zur Vergeblichkeit gesucht hat. Das „Mit“ signalisiert einen Weg, eine Bewegung, und in dieser Regung den ersten Ansatz, aus der tödlichen Monotonie der Langeweile und des Überdrusses herauszufinden. Und es verweist auch auf die Unfähigkeit des Trägen, sich selbst zu heilen. Um von dieser Todsünde zu werden, bedarf es einer Anstrengung, die von außen kommt. Ein anderer muß bereit sein, mitzugehen in die Nacht der grundlosen Traurigkeit, um den Gefangenen von dort herauszuführen. Wer vom Mittagsdämon heimgesucht und betört wurde, ist zu schlaff, um sich selber aufzuraffen, zu entscheidungsschwach, um Interesse auszubilden, weiß zuviel, um sich noch überraschen zu lassen.

Es sei denn, er wird aufgestört, irritiert durch ein Wort, das ihn ärgert. Denn der Ärger, die Aufregung, der Zorn läßt den Trägen möglicherweise zum ersten Mal wieder sich selber spüren, erkennen, daß er einen Willen besitzt, der Position zu beziehen vermag. Als Jesus das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden erzählte, provozierte er diesen Widerspruch. Damit wir uns überhaupt wieder einmal wehren und damit signalisieren, daß es uns um etwas geht. Daß dieses Etwas, um das es geht, ein Alles ist, macht die Geschichte dramatisch deutlich. Der untreue, faule Knecht verspielt sein Leben, weil er die Aufgabe nicht erkennt, die ihm gestellt ist. Uns ist etwas mitgegeben, um das wir uns kümmern sollen. Vielleicht ist das „Mit“ nicht nur die Rettung aus der todverlorenen Trägheit; vielleicht ist es auch das kürzeste Wort, das umschreibt, was Evangelium, die Frohe Botschaft bedeutet: Da ist einer gekommen, der mit uns geht auf allen Wegen, denen des Erfolgs und denen des Mißlingen, in der Freude und in der Verlassenheit, in allem, was beginnen will, und in unser letztes Ende. Jesus geht mit uns. Und wir? Lassen wir uns mitreißen von diesem schönsten aller Versprechen. Amen.